

Ernst Beneder

Raum, Zeit, Glück, Chance – Japan hat dafür ein Wort: „Ma“

oder

Baukultur braucht kein Vor-Bild

Der Mehrwert des Gutgebauten erschließt sich leise. Am ehesten noch unbewußt an Räumen historischer Bau- und Stadtbaukunst. Vielfach wird die Wahrnehmung solcher Räume (auch jene der Landschaft) mit stimmungsvollen Abbildungen verwechselt, die mit dem Anlaß der Wahrnehmung oft nichts zu tun haben. Die Idealisierung dieses "Rahmens" und das Versäumen den Raum einfach an sich zu nehmen ist oft die Folge. Bilder - im übrigen auch Pläne - zeigen bloß die Andeutung dessen, was den Mehrwert des Gebauten ausmacht: den Raum als reziprokes Eigentliches des Gesehenen, aber Schauplatz des Geschehenen.

Camillo Sitte hat in seiner Schrift „Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen“ von dieser gesamthaften Sicht des Raumes gesprochen, vom Dazwischen, frei vom obsessiven Fassadenschauen, von der elementaren Erfahrung des städtebaulichen Raumes. Zu viel verstellt oft das Wesen dessen, das erst durch unser Eintreten, das Hinzutreten zum vorurteilsfreien Raum unserer Entfaltung wird.

Jenseits der Patina ihrer Begrenzungsflächen werden Räume nicht alt. Alois Riegel, Mentor der Denkmalpflege spricht vom "Kunstwert" im Denkmal, der neben dem Alters- oder Erinnerungswert, der zeitlose im Denkmal ist, das "Moderne" im Alten bleibt. Vieles der vernakulären Architektur überzeugt als solcherart zeitloses Objekt. Aber als Bild wird sie vielfach missbraucht.

Wie ist die autonome und zweckfreie Wahrnehmung solcher mittelalterlicher „wehrhafter“ Städte und Festungsmauern erklärbar, die aus Macht und Abwehr von Gewalt, als Bauten des Krieges entstanden sind und heute Anlaß ästhetischen Genusses und touristischen Kurzweils sind. Offenbar kann sich der Raum verselbständigen, seinen historischen Vorwand, die Absicht seines Erbauers zurücklassen, um dem Ort Gestalt zu geben, die jedoch längst nicht mehr von ihrem ursprünglichen Kontext spricht, sondern allem Anderen einen neuen Kontext vorgibt.

Roland Barthes hat davon gesprochen, Eco in seinem „Offenen Kunstwerk“. Beide blicken auf das in fernöstlicher Philosophie beschriebene Einssein mit sich und dem Wahrgenommenen, und den ganz knappen Notaten einer Wirklichkeitserfahrung, wie sie uns etwa der japanische Haiku vorführt.

Eine Rose sei eben rot ohne Debatte über Röte. Der Kunsteintritt geschieht unmerklich., im Sosein, in einem Raum, der hier und jetzt ist. Erst das Geschehen bringt die Komponente der Zeit mit sich und Raum wird erst dadurch zu dem, das anhält, Platz gibt, für etwas, für Etwas, das statt findet.

Das japanische Zeichen „Ma“ spricht von dieser Beziehung: Licht fällt durch die offene Türe. Eben jetzt, im Augenblick. Im übertragenen Sinn bedeutet das Zeichen „örtliche und zeitliche Weile“, als „Glück“ und „Chance“ spricht es vom Beziehungspotential, das ein offener Raum eröffnet.

So gelingt es dem Einzelnen einen für andere nicht zugänglichen Raum – solcherart persönlichen Raum – zu besetzen, anders als sich zurechtgemachtem Raum anzupassen, oder sich Raum – „Platz“ - dort zu erobern, wo er aber allen gehört, in nomadischer Wahrnehmung, in Bereitschaft, im Stand-by. Raum, den wir ständig mit uns tragen. Im Alltag, im Café, im Büro, im Bahnabteil.

Konkretes zu beschreiben erfordert völlig unbelastete Zeichen. Solche, die uns weisen, die wir nicht erlernen müssen, sondern nur erfühlen können, die uns letztlich auch den Zugang zu Fremdem öffnen. Halten wir fest: Als Kulturraum fassen wir den Begriff der Region immer weiter. Im Pluralismus, der Chancengleichheit, im Netzwerk der Globalisierung, grenzt sich die Region im engeren Sinn schon beim Einzelnen ab, ist auf den Ort beschränkt, der uns so nahesteht, daß wir ihn nicht aufgeben.

Die vielen Versuche einer Neuinterpretation des Regionalismus, wie sie etwa vor zehn Jahren noch geübt wurden haben sich als nicht weiterführend herausgestellt. Verordnete Bildwirkung kann keine Identität stiften, auch nicht im intellektuellen Überbau, stellvertretend sei hier der „kritische Regionalismus“ Kenneth Framptons genannt. Dort galt schließlich bald alle gute Architektur als regionalistisch: Ando in Osaka, Botta im Tessin, Utzon in Dänemark, sogar Abrahams „House with three Walls“, eine imaginäre Hommage an Euklid, war einem Ort, einer Region, wenn auch einer virtuellen verhaftet.

Wir vergessen leicht, daß die Unordnung eben einen wesentlichen gesellschaftlichen Wert darstellt, daß Wählbarkeit und Verbrauch - als nicht Festlegung - den Ressourcenverbrauch durch Vielfachbelegung der Orte mit eben wählbaren Themen notwendigerweise ins Unermessliche steigert. Wir finden immer noch Orte und Räume mit Intensität, aber weil wir diese wählbar wollen - heute Exotik, morgen alpin, gestern war es science fiction - halten wir Distanz und unsere unmittelbare Umwelt, seltsam konturlos. Versatzstücke bringen Erinnerungen, - ein Turmzimmer, ein mediterraner Hof oder die Bauernstube, ein Heuboden mitten im Stadthaus - als kleine Erinnerung bis zum nächsten Trip, aber auch das weiße Rauschen unendlich vieler Informationspartikel.

Klein- und Mittelstädte sind immer in Gefahr abbildhaft einer Region zugeordnet zu werden. Eben bloß dem Bild einer Region, das als Abbildung verstanden immer die Dynamik eines Entwicklungsprozesses ausschließt. Heimat begründet sich in Lebenserfahrung und keiner Bilderfahrung. Jedoch auch die Metropolen sind nicht vor bloß fiktiver Wirklichkeit gefeit. In Wien ist das Bild trotz seiner Beiträge zur Moderne als ganzes prämodern und imperial. Und das, obwohl sich gerade hier eine politisch kritische, emanzipierte und jedenfalls permissive Gesellschaft entwickelt hat, eine, die sich vor der selben Kulisse auch mehrfach völlig neu definieren mußte. Braucht eine

Gesellschaft, die ihre Beziehungsmuster auflöst, hinterfragt, Hierarchien und Autoritäten relativiert hat, das Wunschbild der alten gebauten und festen Ordnung als letzten Halt?

Ist nicht auch die Moderne ein Wunschbild geblieben? Ist die Moderne als historisch einordenbare Epoche überhaupt noch haltbar? Oder, soferne man sie als metahistorischen Antrieb zum Zweifeln und Bessermachen versteht, leuchtet sie nicht in verborgenen Augenblicken, als Fortschritt einer Arbeit, oder in der Formulierung eines bis dahin nicht gedachten Gedankens. Eben als eine "solche" Erfahrung, keinesfalls als eine medial verarbeitete Parole, die sofort in die Spekulation eines Ismus fallen muss.

Formaler Kontext reflektiert zunächst immer das Äußere, das Gegebene. Wenn nun über die zweifellos bestehenden Zusammenhänge die Dinge zu dem werden, was sie sind, dann richtet sich der Zusammenhang nach innen, als Kohärenz der Gestalt, die von sich aus neuerlich vorgibt und einen neuen Zusammenhang erst herstellt.

Es ist der Widerspruch, der Widerstand, also das Schwierig-zu-bewältigende, das der Kunst - und der Architektur - nicht selten erst ihr Thema gibt. Das gilt vielfach für die anonyme Architektur ebenso wie für die Pranke der großen Meister.

Der Entwurfsansatz liegt nicht im Vorweggenommenen Bild der Lösung, vielmehr schon in der Formulierung der Aufgabenstellung. In der bewußten Steigerung des Schwierigkeitsgrades, um dann mit den plausibelsten Methoden eine Lösung herbeizuführen, die in ihrer Stimmigkeit, im scheinbar Nicht-anders-sein-können alle formalistischen Spuren abstreifen kann. Ordnung in einen Sachverhalt bringt, dessen Unordnung oder Kollision, dessen Spannung erst aus dem Anspruch der Aufgabe erwächst.

Das Problem des Entwurfes wird quasi maniert provoziert und modern aufgelöst, läßt so jede Einordnung beiseite, ob östlich, naiv, barock, klassisch, historisch oder eben modern. In anderen Worten: Freiräume ,die dem Pragmatiker schon nutzlos erscheinen, werden noch angenommen. Keine Aufgabe ist dafür zu abwegig oder zu klein.

Beispielgebend zeigen gerade die vielen kleinen Bauten wie wichtig jeder Flecken wird. Bei knapper werdenden Ressourcen wächst die Notwendigkeit den alltäglichen Lebensraum nachhaltig wiederzugewinnen, auch jenen neben der Autobahn, und zwar so glaubwürdig, daß beim Verweilen zunächst erst gar kein Gedanke an Defizite oder Rangordnungen, keine Vergleiche mit dem Hochgebirge, den Trendstädten oder Traumstränden aufkommt. Schon sucht der Tourismus die bloße Glaubwürdigkeit alltäglicher Lebensqualitäten.

Die besondere Wertschätzung des Kleinen ist bei genauem Hinsehen nichts Neues. Der Boden war schon immer kostbar, die Wertschätzung eines Lebensraumes in der Wahrnehmung seiner Chancen, keineswegs in der Weitergabe der Bilder. Tradition ist vielmehr in ständiger Gegenwärtigkeit und Aufmerksamkeit begründet. Ihre Architektur braucht keine Wiederholungen, sondern Raum, der einlädt „hier“ und „jetzt“ zu sein. Ein Bild bleibt vom dem das dort geschehen ist.

Das gilt für alle Maßstäbe, vom unscheinbaren Zubau bis hin zum prägenden Wahrzeichen. Erst das Wechselspiel aus privatem Rückzug und der Teilnahme am Gemeinschaftsleben schafft jene Grundlagen einer Alltagskultur, die an das Bauen ganz selbstverständlich hohe Ansprüche stellt. Ohne Bilder. Und Freude daran findet. Und von dieser Bilder behält.

Ernst Beneder

1958 Waidhofen / Ybbs, NÖ.

Architekturstudium an der TU Wien, Postgraduate Studien am Tokyo Institute of Technology bei Kazuo Shinohara, Fellow der Japan Society for the Promotion of Science.

Seit 1987 Architekt in Wien, Gastprofessuren an der TU Wien, der University of Illinois und der Ecole d'Architecture de Versailles., Universidad Tecnica FSM Valparaiso (Chile), Universität Stuttgart.

Otto Wagner-Städtebaupreis, Pilgrampreis, nö. und oö. Holzbaupreis, Architekturpreis der Zementindustrie, Anerkennung für Vorbliche Bauten in Niederösterreich, Kulturpreis des Landes NÖ und der Stadt Waidhofen/Ybbs.

Einzelausstellungen in Berlin, Urbana-Champaign, Wien und Waidhofen/Ybbs.
Vorstandsmitglied der Österreichischen Gesellschaft für Architektur und von ORTE architekturnetzwerk niederösterreich (Vorsitz 1999 - 2001)

Tätig in Gestaltungsbeiräten: Feldkirch, Krems, Steyr, Eisenstadt, Wels, Wörgl, der BIG und den ÖBB.